

HEYNE <

ZUM BUCH

Für Robert Neville, dem letzten Menschen auf Erden, scheint jede Nacht gleich zu sein. Tagsüber repariert er die nächtlichen Schäden an seinem Haus und arbeitet in seinem Garten, die einzige Quelle für seinen bitter benötigten frischen Knoblauch. Wenn die Dämmerung anbricht, macht er sich sein Abendessen und genehmigt sich seinen ersten Drink für den langen Abend. Vielleicht legt er eine seiner Lieblingsplatten auf, damit er die seltsamen Geräusche von der Straße nicht hört. Er wagt es nicht, nach draußen zu schauen. Das letzte Mal, als er das tat, war beinahe die letzte Nacht in seinem Leben. Draußen treiben Vampire ihr Unwesen und attackieren das kleine Haus mit Flüchen und Steinen. Nur ein paar Kreuze und Knoblauch halten sie ab. Aber sie können warten ...

Zusätzlich zur komplett überarbeiteten Neuauflage des legendären Vampirklassikers sind in diesem Band zehn weitere Story-Klassiker von Richard Matheson in Neuübersetzung enthalten.

ZUM AUTOR

Richard Matheson wurde 1926 in Allendale, New Jersey, geboren und studierte Journalismus. Sein schriftstellerisches Werk umfasst unzählige Kurzgeschichten und etliche Romane. Für zahlreiche preisgekrönte Filme sowie für die Verfilmung einiger seiner eigenen Romane schrieb er das Drehbuch. Sein umfassendes Werk wurde mehrfach mit renommierten Preisen ausgezeichnet. Richard Matheson lebt seit 1951 mit seiner Familie in Kalifornien.

RICHARD MATHESON



ICH BIN
LEGENDE

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Lore Strassl und Ralf Schmitz

Vollständig überarbeitet

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe I AM LEGEND erschien 1995
bei Tom Doherty Associates Book, New York.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super liefert Mochenwangen.

Redaktion: Werner Bauer

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 01/2008

Copyright © 1995 by Richard Matheson

Copyright © 2008 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2008

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung der Vorlage von The Chopping Block, Inc.

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-50155-3

www.heyne.de

Für

HENRY KUTTNER

*mit tiefem Dank für
seine Hilfe und Unterstützung
bei diesem Buch.*

INHALT

ICH BIN LEGENDE	9
ERSTER TEIL <i>Januar 1976</i>	11
ZWEITER TEIL <i>März 1976</i>	55
DRITTER TEIL <i>Juni 1978</i>	141
VIERTER TEIL <i>Januar 1979</i>	190
VERBORGENE TALENTE	208
DIE UNLÄNGST VERSCHIEDENE	218
BEUTE	221
HEXENKRIEG	240
TOTENTANZ	248
EIN WEISSES SEIDENKLEID	270
IRRENHAUS	277
DIE BESTATTUNGSFEIER	324
AUS DEN SCHATTEN	337
VON MENSCH ZU MENSCH	369



ICH BIN
LEGENDE

ERSTER TEIL

Januar 1976

1 An solch wolkenverhangenen Tagen wusste Robert Neville nie so genau, wann die Sonne unterging; manchmal waren *sie* schon unterwegs, ehe er es nach Hause schaffte.

Mit etwas mehr Überlegung hätte er zumindest die ungefähre Zeit ihrer Ankunft ausrechnen können, aber er gab die lebenslange Gewohnheit nicht auf, vom Himmel abzuschätzen, wann die Nacht hereinbrechen würde – nur funktionierte das eben nicht, wenn eine Wolkendecke den Himmel verbarg. Also zog er es vor, an solchen Tagen in der Nähe des Hauses zu bleiben.

Mit einer Zigarette im Mundwinkel, von der der Rauch sich wie ein Faden über die Schulter zog, ging er im düsteren Grau des Nachmittags um das Haus herum. Er vergewisserte sich, dass der Bretterschlag vor den Fenstern noch festsaß. Nach besonders schlimmen Angriffen waren einige der Planken oft gespalten oder losgerissen, dann musste er sie auswechseln – eine Arbeit, die ihm gar keinen Spaß machte. Heute war nur ein Brett locker. Erstaunlich, dachte er.

Im Hinterhof sah er nach dem Treibhaus und dem Wassertank. Manchmal war der Aufbau um den Tank beschädigt, und die Regenrinnen waren verbogen oder abgebrochen. Hin und wieder warfen *sie* Steine über den hohen Zaun um das Treibhaus, dann konnte es schon vorkommen, dass das Schutznetz einriss, und die Folge war, dass er zumindest eine neue Scheibe einsetzen musste.

Doch heute waren Tank und Treibhaus glücklicherweise unbeschädigt geblieben.

Er ging ins Haus, um Hammer und Nägel zu holen. Beim Öffnen der Tür blickte ihm sein verzerrtes Ich aus dem gesprungenen Spiegel an, den er vor einem Monat an der Haustür befestigt hatte. In ein paar Tagen würden sich wahrscheinlich die gezackten Stücke zwischen den Sprüngen des silberbeschichteten Glases zu lösen beginnen. Solen sie doch, dachte er. Das war der letzte verdammte Spiegel, er würde keinen mehr aufhängen, es war die Sache nicht wert. Stattdessen würde er Knoblauch verwenden. Knoblauch wirkte immer.

Bedächtig schritt er durch die dämmerige Stille des Wohnzimmers, dann nach links in den kleinen Gang und wieder nach links in sein Schlafzimmer.

Früher einmal war es gemütlich eingerichtet gewesen – früher: in einer ganz anderen Zeit. Jetzt war es ein rein funktioneller Raum. Da Nevilles Bett und Kleiderschrank so wenig Platz einnahmen, hatte er den Rest des Zimmers zur Werkstatt gemacht.

Eine lange Werkbank nahm fast eine ganze Wandseite ein. Auf der Hartholzplatte standen bzw. lagen eine größere Bandsäge, eine Drechslerbank, eine Schleifscheibe und ein Schraubstock. Darüber, in einfachen Wandregalen, bewahrte Robert Neville sein viel benutztes Werkzeug auf.

Er griff nach einem Hammer und kramte ein paar Nägel aus einer der nicht sehr ordentlichen Kleinteilladen. Damit kehrte er vors Haus zurück und nagelte das lockere Brett vor dem Fenster fest. Die übrig gebliebenen Nägel warf er auf den Trümmerhaufen des Nachbargrundstücks.

Eine Weile blieb er auf der Rasenfläche vor dem Haus stehen und schaute nach beiden Seiten die stille Cimarron-

Straße entlang. Neville war ein hoch gewachsener Mann, sechsendreißig, von englisch-deutscher Abstammung, mit einem Gesicht, dem nur die breite entschlossene Mundpartie und das klare Blau der Augen seine Eigenheit verliehen.

Sein Blick wanderte nun über die verkohlten Ruinen der Häuser links und rechts von seinem Domizil. Er hatte sie niedergebrannt, um zu verhindern, dass sie von einem Nachbardach auf seines springen konnten.

Nach ein paar Minuten holte er noch einmal tief Luft und kehrte ins Haus zurück. Den Hammer warf er achtlos auf die Wohnzimmercouch, dann zündete er sich eine Zigarette an und gönnte sich seinen Vormittagsdrink.

Später zwang er sich, den Abfall von fünf Tagen im Spülbecken in der Küche zu zerkleinern. Er sollte eigentlich auch die Papierteller und den anderen Kram verbrennen, die Möbel abstauben, Badewanne, Waschbecken und Toilette sauber machen und das Bettzeug wechseln, aber er hatte absolut keine Lust dazu.

Schließlich war er ein Mann und allein, und dergleichen fand er nicht so wichtig.

Fast Mittag. Robert Neville holte sich einen Korbvoll Knoblauch aus seinem Treibhaus.

Anfangs hatte sein Magen sich beim Geruch von so viel Knoblauch umgedreht. Jetzt fiel er ihm kaum noch auf, denn alles roch nach Knoblauch: die Zimmer, seine ganze Kleidung, und er selbst ebenfalls.

Als er genügend Knollen beisammen hatte, kehrte er ins Haus zurück und schüttete sie ins Abtropfsieb des Spülbeckens. Er drückte auf den Wandschalter. Das Licht flackerte erst unsicher, ehe es in normaler Stärke brannte. Verärgert fluchte er. Der Generator hatte wieder mal seine Mucken, was bedeutete, dass er das verdammte Hand-

buch studieren und die Leitungen überprüfen musste. Wenn die Reparatur sich als zu schwierig erwies, blieb ihm nichts anderes übrig, als einen neuen Generator anzuschließen.

Verärgert zog er sich einen hohen Hocker zum Spülbecken, griff nach einem Messer und setzte sich leise fluchend hin.

Er schälte die Knollen ab, bis die Zehen auseinanderfielen, dann halbierte er jede der klebrigen rosigen Zehen. Der aufdringliche Geruch verteilte sich in der ganzen Küche, bis er es nicht mehr aushielt und den Dunstabzug einschaltete, der zumindest so viel ins Freie sog, dass es in der Küche wieder einigermaßen erträglich war.

Darauf holte er sich ein Cocktailspeisichen, bohrte ein Loch in jede Zehenhälfte und reihte sie auf Draht auf, bis er etwa fünfundzwanzig penetrant riechende Halsketten beisammen hatte.

Anfangs hatte er diese Knoblauchketten vor die Fenster gehängt. Doch *sie* hatten sie aus der Ferne mit Steinen bombardiert, bis er sich gezwungen sah, die zerbrochenen Scheiben mit Sperrholzplatten zu bedecken. Eines Tages hatte er dann das Sperrholz heruntergerissen und die Fenster mit Brettern verschlagen. Dadurch war das Haus zwar zur düsteren Gruft geworden, aber das fand er immer noch besser, als wenn ständig Steine unter einem Hagel zersplitternden Glases in seine Zimmer flogen. Und nachdem er drei Klimaanlage eingebaut hatte, war es auch gar nicht mehr so schlimm. Man konnte sich wirklich an alles gewöhnen, wenn es sein musste.

Mit den Knoblauchketten ging er hinaus und nagelte sie an die verschlagenen Fenster. Die alten nahm er ab, denn der Geruch, der noch von ihnen ausging, war mittlerweile viel zu schwach.

Zweimal in der Woche musste er all das tun. Solange er nicht etwas Besseres fand, war das seine vorderste Verteidigungslinie.

Verteidigung?, dachte er oft. Wozu?

Den ganzen Nachmittag über fertigte er Pfähle an.

Er drechselte sie aus dickem Dübelholz, das er mit der Bandsäge in gut handlange Stücke geschnitten hatte, und hielt sie an die sich schnell drehende Schleifscheibe, bis ihre Spitzen scharf wie die von Dolchen waren.

Es war ermüdende, eintönige Arbeit, die die Luft mit heiß riechendem Holzstaub füllte, der in Poren, Nase, Mund und Lunge drang und ihn zum Niesen und Husten reizte.

Einen wirklichen Vorrat schaffte er nie. Egal wie viele Pfähle er machte, sie waren im Nu alle. Und an Dübelholz war immer schwerer heranzukommen. Bald würde er sich mit Latten begnügen müssen und die bearbeiten. Das wird erst ein Vergnügen sein, dachte er missmutig.

Es war alles so schrecklich bedrückend, dass er sich vornahm, eine bessere Methode zu finden, sich ihrer zu entledigen. Aber wie konnte er sie finden, wenn sie ihm nie Zeit ließen, sich damit zu beschäftigen?

Beim Drechseln hörte er sich Schallplatten über den Lautsprecher an, den er im Schlafzimmer installiert hatte – Beethovens 3., 7. und 9. Symphonie. Er war froh, dass er schon früh, von seiner Mutter, gelernt hatte, diese Art von Musik zu schätzen. Sie half die schreckliche Leere so mancher Stunde zu füllen.

Ab sechzehn Uhr blickte er immer öfter auf die Wanduhr. Er arbeitete stumm, mit zusammengepressten Lippen, einer Zigarette im Mundwinkel und den Augen auf der Schleifscheibe, von der der mehliges Staub auf den Boden niedersank.

Sechzehn Uhr fünfzehn. Sechzehn Uhr dreißig. Sechzehn Uhr fünfundvierzig.

In einer Stunde würden sie wieder am Haus sein, die verdammten Bastarde – sobald das Tageslicht erloschen war.

Er stand am riesigen Tiefkühlschrank und überlegte, was er zu Abend essen sollte. Seine Augen wanderten müde über die Fächer mit Fleisch, allen möglichen Gemüsesorten, Brot, Torten, Kuchen und anderem Gebäck, Obst und Eiskrem.

Er entschloss sich für zwei Lammkoteletts, Brechbohnen und eine kleine Packung Orangeneis, nahm alles aus dem Schrank und stieß die Tür mit dem Ellbogen zu.

Als Nächstes trat er vor die nicht sehr ordentlich bis zur Decke gestapelten Dosen. Er holte sich von ganz oben eine Dose Tomatensaft herunter und verließ das Zimmer, das einst Kathy gehört hatte und jetzt so ziemlich alles für sein leibliches Wohl barg.

Bedächtig durchquerte er das Wohnzimmer und betrachtete die Fototapete, die die ganze Rückwand bedeckte. Eine Klippe fiel steil zu einem grünblauen Gewässer ab, das über spitze Steine und gegen die schwarze Felswand brandete; Möwen segelten im Wind über einen strahlend blauen Himmel; und rechts hing ein knorriger Baum über den Klippenrand und schien seine dunklen Äste hilfesuchend auszustrecken.

In der Küche setzte Neville die ganzen Sachen auf dem Tisch ab, während sein Blick wieder einmal zur Uhr wanderte. Siebzehn Uhr vierzig. Nun würde es nicht mehr lange dauern.

Er füllte ein bisschen Wasser in einen kleinen Topf und stellte ihn auf eine der Kochplatten. Als Nächstes taute er die Koteletts auf und gab sie in den Grill. Inzwischen siedete

das Wasser, er warf die noch gefrorenen Brechbohnen hinein und deckte den Topf zu. Vermutlich ist der Elektroherd an den Mucken des Generators schuld, dachte Neville.

Am Tisch schnitt er zwei Scheiben Brot ab und schenkte sich ein Glas Tomatensaft ein. Er setzte sich nieder und starrte auf den roten Sekundenzeiger, der langsam ums Zifferblatt wanderte. Die Bastarde mussten bald wieder hier sein.

Nachdem er seinen Tomatensaft getrunken hatte, ging er zur Haustür und hinaus auf die Veranda, dann ein paar Stufen hinunter zum Rasen. Er schlenderte zum Bürgersteig.

Der Himmel verdunkelte sich, und es wurde kühl. Er schaute die Cimarron-Straße auf und ab, während die Abendbrise mit seinem blonden Haar spielte. Das war das Dumme an diesen trüben Tagen: Man wusste nie, wann sie kamen.

Aber besser ein verhangener Himmel als diese verdammten Staubstürme. Mit einem Achselzucken kehrte er über den Rasen ins Haus zurück, sperrte die Tür hinter sich zu, verriegelte sie und schob auch noch den dicken Sperrbalken vor. In der Küche drehte er die Koteletts um und schaltete die Herdplatte aus.

Er breitete gerade sein Essen auf einen Teller, als er mit-tendrin anhielt und schnell auf die Uhr schaute. Heute war es also achtzehn Uhr fünfundzwanzig geworden. Ben Cortman brüllte: »Komm raus, Neville!«

Robert Neville setzte sich seufzend an den Tisch und fing zu essen an.

Er saß im Wohnzimmer und versuchte zu lesen. An seiner kleinen Hausbar hatte er sich einen Whisky Soda gemixt. Jetzt hielt er das kalte Glas über dem Physiologiebuch. Aus

dem Lautsprecher über der Gangtür schallte Musik von Arnold Schönberg.

Aber nicht laut genug, dachte Neville. Er konnte sie immer noch draußen hören, ihr Gemurmel, ihre Schritte, wenn sie hin und her stapften, ihre Schreie und ihr Knurren, wenn sie untereinander kämpften. Hin und wieder prallte ein Stein oder ein Ziegel gegen das Haus. Manchmal bellte ein Hund ...

Robert Neville schloss einen Moment lang die Augen und kniff die Lippen zusammen. Dann hob er die Lider, zündete sich eine Zigarette an und machte einen tiefen Lungenzug.

Er wollte, er hätte die Zeit, das Haus schalldicht zu isolieren. Das Ganze wäre nicht so schlimm, wenn er sie nicht hören müsste. Selbst nach fünf Monaten nahm es ihn noch ganz schön mit. Er schaute überhaupt nicht mehr hinaus zu ihnen. Anfangs hatte er ein Guckloch in einem Fenster zur Straße freigelassen und sie beobachtet. Doch das hatten die Frauen schnell gemerkt und sich in geile Posen geworfen, um ihn aus dem Haus zu locken. Das wollte er nicht sehen.

Er legte das Buch zur Seite und starrte blicklos auf den Teppich, während aus dem Lautsprecher Schönbergs Streichorchesterfassung von *Verklärte Nacht* ertönte. Natürlich brauchte er sich bloß Watte in die Ohren zu stopfen, um sie nicht mehr hören zu müssen, doch dann konnte er auch der Musik nicht mehr lauschen – und er wollte sich von ihnen nicht zu etwas zwingen lassen, das seine Annehmlichkeiten noch mehr beschnitt.

Wieder schloss er die Augen. Die Frauen waren es, die es so schwierig machten, dachte er, die Frauen, die Stellungen aus Pornoheften nachahmten, in der Hoffnung, er würde sie sehen und vielleicht doch zu ihnen hinauskommen.

Er schüttelte sich. Jeden Abend war es das Gleiche. Er las und hörte Musik, dann dachte er daran, das Haus schalldicht zu machen, und schließlich wanderten seine Gedanken zu den Frauen ab.

Der Schweiß brach ihm aus, und tief in ihm verkrampfte sich alles. Er presste die Lippen zusammen, bis sie sich verfärbten. Nur zu gut kannte er dieses Gefühl, und es machte ihn rasend, dass er nicht dagegen ankam. Es wurde immer stärker, und schließlich konnte er nicht mehr ruhig sitzen. Dann sprang er auf und rannte hin und her, die Fäuste, deren Knöchel sich weiß abhoben, fest an die Seiten gepresst. Vielleicht stellte er den Projektor auf und sah sich einen Film an oder er aß etwas oder trank zu viel oder er schaltete die Musik so laut, dass seine Ohren schmerzten. Irgendetwas musste er tun, wenn es so schlimm wurde.

Immer mehr verkrampften sich seine Bauchmuskeln. Er griff wieder nach dem Buch, versuchte laut zu lesen. Gequält und unsagbar langsam formten seine Lippen jedes Wort.

Doch gleich darauf lag das Buch wieder auf seinem Schoß, und er starrte auf das Bücherregal ihm gegenüber. Alles Wissen und alle Weisheit in diesen Büchern vermochten die Feuer in ihm nicht zu löschen; alle Worte von Jahrhunderten konnten das brennende Verlangen seines Fleisches nicht stillen, das nichts mit seinem Verstand zu tun hatte.

Die Erkenntnis machte ihn krank. Er empfand es als Beleidigung. Gewiss, dieser Trieb war nur natürlich, aber es gab keine Möglichkeit mehr, ihn zu befriedigen. Sie hatten ihn zum Zölibat genötigt, damit musste er leben. Du hast doch Verstand und Willen, sagte er sich. Also *nutze sie!*

Er schaltete die Musik noch lauter, zwang sich ohne Unterbrechung eine Seite zu lesen – über Blutzellen, die sich

durch Membranen drängen, über bleiche Lymphe, die das Gewebe mit Nahrungsstoffen versorgt und nicht verwertbare Substanzen entfernt, über Lymphozyten und Phagozyten.

»... fließen in der linken Schultergegend, nahe dem Thorax in eine Vene.«

Neville klappte das Buch heftig zu.

Warum ließen sie ihn nicht in Ruhe? Bildeten sie sich denn ein, sie könnten ihn *alle* haben? Waren sie wirklich so dumm, dass sie das glaubten? Warum kamen sie immer wieder, jede Nacht? Nach fünf Monaten sollte man doch meinen, sie würden aufgeben und es anderswo versuchen.

Er ging zur Bar und mixte sich noch einen Drink. Als er sich wieder seinem Sessel zuwandte, hörte er, wie Steine ratternd über das Dach rollten und in die Hecke neben dem Haus plumpsten. Und Ben Cortmans Stimme übertönte diese Geräusche.

»Komm raus, Neville!«, brüllte er.

Eines Tages schnapp ich mir diesen Bastard, dachte er, während er einen tiefen Schluck seines bitteren Drinks nahm. Eines Tages schlag ich ihm einen Holzpflöck mitten in sein verdammtes Herz. Und für ihn mach ich ihn extra dreißig Zentimeter lang und bind ein Schleifchen drum!

Morgen – morgen würde er das Haus schalldicht machen. Er ballte die Hände zu Fäusten mit weißen Knöcheln. Er hielt es nicht mehr aus, an diese Frauen zu denken. Wenn er sie nicht mehr hörte, würde er vielleicht auch nicht an sie denken. Morgen – morgen!

Die Musik endete. Er nahm die Schallplatte vom Plattenteller und steckte sie in ihre Hülle zurück. Jetzt konnte er sie draußen noch deutlicher hören! Er legte die nächstbeste Platte auf und stellte das Gerät auf höchste Lautstärke.

The Year of the Plague von Roger Leie schallte in seine Ohren. Geigen wimmerten, Tympana pochten wie der Schlag eines sterbenden Herzens, Flöten bliesen unheimliche atonale Melodien.

In einem Wutanfall packte er die Schallplatte und brach sie über sein rechtes Knie. Schon lange hatte er sie zerbrechen wollen. Mit steifen Beinen ging er in die Küche und warf die Stücke in den Abfalleimer. Dann blieb er in der dunklen Küche stehen, kniff die Augen ganz fest zusammen, knirschte mit den Zähnen und presste die Hände auf die Ohren. *Lasst mich in Ruhe! Lasst mich in Ruhe! LASST MICH IN RUHE!*

Es war sinnlos, nachts waren sie nicht zu schlagen. Warum es überhaupt versuchen? Es war ihre Zeit! Dumm von ihm, sich so zu benehmen, auch nur zu versuchen, sie zu schlagen. Sollte er sich einen Film ansehen? Nein, er hatte keine Lust, den Projektor aufzustellen. Es war besser, er ging ins Bett und stopfte sich Wattepfropfen ins Ohr. So endete jeder seiner Abende.

Er bemühte sich, überhaupt nichts zu denken, und ging schnell ins Schlafzimmer. Dort zog er sich aus, dann schlüpfte er in seine Pyjamahose, ehe er sich ins Badezimmer verzog. Nie trug er das Pyjamaoberteil. Das hatte er sich in Panama während des Krieges angewöhnt.

Beim Waschen schaute er in den Spiegel, betrachtete seine breite Brust, die dunklen Haare um die Warzen und die Mitte der Brust hinunter bis zur Pyjamahose, und das verschnörkelte Kreuz, das er sich im Suff eines Nachts in Panama auf die Brust hatte tätowieren lassen. Welch ein Narr war ich doch damals, dachte er. Aber vielleicht hatte ihm das Kreuz das Leben gerettet?

Er bürstete sich sorgfältig die Zähne und reinigte die Zwischenräume noch zusätzlich mit Bindfaden. Er musste gut

auf sich aufpassen, denn er war jetzt sein eigener Zahnarzt. Mochte auch so manches zum Teufel gehen, seine Gesundheit war wichtig. Warum hörst du dann nicht auf, Alkohol in dich hineinzugießen?, dachte er. Ach, halt doch die Klappe, dachte er dann.

Er ging durchs Haus und schaltete überall das Licht aus. Ein paar Minuten lang blieb er vor der Fototapete stehen und versuchte sich vorzumachen, dass es wirklich das Meer war. Aber wie konnte er das, mit all dem Schlagen, dem Scharren, dem Heulen und Knurren und den Schreien in der Nacht?

Dann knipste er auch noch die Wohnzimmerlampe aus und tastete sich ins Schlafzimmer, wo er kurz noch einmal Licht machte.

Verärgert brummte er vor sich hin, als er sah, dass das Bett mit Sägemehl bestäubt war. Er wischte es mit der Handkante weg und dachte, dass es angebracht wäre, eine Trennwand zwischen dem Schlaf- und dem Werkstattteil des Zimmers zu errichten. Was soll ich denn noch alles tun?, fragte er sich verdrossen. So viele verdammte Dinge gab es zu tun, dass er nie Zeit für das wirkliche Problem hatte.

Er schob sich die Wattepfropfen in die Ohren und eine gewaltige Stille setzte ein. Nach einem Griff zum Lichtschalter kroch er unter die Bettdecke. Ein Blick auf die Leuchtziffern des Weckers verriet ihm, dass es erst ein paar Minuten nach zehn war. Auch gut, dachte er. Dann mach ich mich eben früher an die Arbeit.

Tief atmete er im Bett die Dunkelheit ein und hoffte auf Schlaf. Doch die Stille half nicht. Immer noch konnte er sie vor seinem inneren Auge dort draußen sehen: die bleichen Männer, die um das Haus herumstapften und ruhelos nach einer Möglichkeit suchten, an ihn heranzukommen. Einige